

KOSTENLOS ABER NICHT UMSONST | Das SozDia Magazin #2 2025

ANSICHTSSACHE



Miteinander reden. Wozu?

Stimmen gegen
die Sprachlosigkeit

| Seite 4/5

Pro & contra: Mit
Politiker*innen reden –
lohnt sich das? | Seite 12/13

Ein Garten auf dem Todesstreifen –
wo sich 18 Nationen begegnen

| Seite 18/19

WER DIE WELT VERÄNDERN WILL, BEGINNT VOR ORT !

Wir, die SozDia Stiftung Berlin, sind eine sozialdiakonische Trägerin aus Berlin und unser Arbeitsschwerpunkt liegt im Bereich der Kinder-, Jugend-, Familien- und Gemeinwesenarbeit sowie in der Wohnungsnotfallhilfe und Sozialpsychiatrischen Assistenz.

In unseren fast 60 Einrichtungen engagieren sich mehr als 600 Mitarbeiter*innen. Hier begegnen sich täglich mehr als 6.000 Kinder, Jugendliche, Familien und Erwachsene.

Du willst gemeinsam mit uns Leben in und um Berlin gestalten? Dann komm zu uns ins Team!
Wir suchen #Pädagog*innen, #Erzieher*innen und #Sozialarbeiter*innen.
Besuch' unsere Homepage unter www.sozdia.de



INHALT

Editorial 3

Dossier Stimmen gegen die Sprachlosigkeit 4/5

Ich hab da was zu sagen Drei Geschichten vom Leben 6/7

Gemeinsam im Gespräch Feiern für das Miteinander 8/9

Bei SozDia vor Ort 10/11

Pro und contra Mit Politiker*innen reden – lohnt sich das? 12/13

Nachgefragt bei Marie Anne Subklew-Jeutner „Die Meinungen der anderen aushalten“ 14/15

Neues aus der SozDia Hitzehilfe: „Ein Ort, an dem man durchatmen kann“ 16/17

Weltblick Ein Garten auf dem Todesstreifen 18/19

Titelfoto aus dem
SozDia-Jugendklub Rainbow

EDITORIAL

Liebe Leserin,
lieber Leser,



Foto: Stephan Jung

Wer kennt das nicht, wenn die Gedanken bei einem Gespräch plötzlich ganz woanders sind? So manches Mal ertappe ich mich dabei. Oder ich höre zu und bilde mir meine Meinung – ich spüre, dass in mir Ungeduld aufkommt, weil ich eine andere Meinung habe und die nun endlich sagen will. Aber all das hat eben nichts mit Zuhören zu tun. Zuhören ist Arbeit und die Bereitschaft, sich auf den anderen einzulassen, Interesse zu zeigen für Blickwinkel, die nicht die eigenen sind. So kann Verständnis erwachsen, können Lösungen und Kompromisse entstehen.

Doch leider sieht unsere Realität oft anders aus. Die Bereitschaft, zuzuhören fehlt oft. Im Kleinen, aber auch im Großen. Erst recht, wenn der andere eine ganz andere Meinung hat. Da gibt es oft überhaupt kein Gespräch mehr: „Miteinander reden – wozu?“

Genau das fragt unsere Ansichtssache. Dabei war sich die Redaktion schnell einig: Kommunikation kann, ja sie muss gelingen. „Stimmen gegen die Sprachlosigkeit“, haben wir in unserem Dossier versammelt: sie alle sind überzeugt, Verständigung ist möglich. Was aber steht ihr im Weg? (Seiten 4/5) Beeindruckende Beispiele aus der Arbeit der SozDia sind drei Mitarbeitende, die aus ihrem Alltag berichten. Darüber, wie das Reden zwar nicht Wunder bewirkt, aber sie doch zusammengebracht hat. (Seiten 6/7)

Dabei kann es so wichtig sein, gemeinsam zu feiern und das Leben zu genießen. Davon erzählen unser jährliches Fest „Viva Viktoria“ mit dem schon legendären Entenrennen, aber auch unser neues Pilot-Projekt in Pinnow, die „Eisschmiede“. (Seiten 8/9)

Doch wichtig bleibt auch der Austausch und die Meinungsbildung darüber, was im politischen Leben geschieht. Da geht es auch um das Gespräch mit PolitikerInnen. Ist das auf Augenhöhe möglich? (Seite 11/12). Da geht es aber ebenso um die Frage, wie wir uns um der Zukunft willen über die Friedliche Revolution 1989 mit ihrer Botschaft „Keine Gewalt“ austauschen (Seiten 14/15).

Wer unsere Ansichtssache liest, wird sich wundern:
Was miteinander reden nicht alles bewirkt!

Eine gute Lektüre.

Nina Kirch

Ihre Nina Kirch
Strategische Leitung/Mitglied der Geschäftsleitung

STIMMEN GEGEN DIE SPRACHLOSIGKEIT

Miteinander reden – wozu? Was unsere Kommunikation so schwer macht und was wir dagegen tun können.

Miteinander reden, das kann lebenswichtig sein. Das jedenfalls haben jene Jugendlichen erfahren, die 2016 nach Deutschland kamen. Sie waren in einer Notunterkunft in Berlin untergebracht und besuchten den Kinder- und Jugendklub Holzwurmhaus.

Dort erfuhren sie, dass nach dem Besuch der Willkommensklasse Schulpflicht besteht. Was für eine Freude! Denn bislang hatten sie sich im Internet vergeblich darum bemüht, einen Schulplatz zu bekommen. Das änderte sich erst, als sie mit dem Leiter ihres Jugendklubs in die Sprechstunde des Bezirks-Jugendhilfeausschusses zogen.

Dort saßen alle Parteien an einem Tisch. Als die jungen Leute sagten, dass sie zur Schule gehen wollten und damit offensichtlich gegen Wände liefen, war die Irritation zunächst groß. Denn natürlich besteht Schulpflicht und somit das Recht auf Schulbesuch! Kurz darauf kam die

Michael
Heinisch-Kirch



Wenn Michael Heinisch-Kirch über diese Jugendlichen berichtet, kommt er so richtig in Fahrt. Denn die Geschichte geht ja weiter. Weil das Gebäude des Jugendklubs in einem jämmerlichen Zustand war, machten sich zehn Jugendliche– beflügelt von der Erfahrung in Sachen Schule– zu einem Treffen mit Politiker*innen ins Rathaus auf. Dort hinterließen sie so viel Eindruck, dass der Klub in ein Förderprogramm aufgenommen wurde. „Jetzt kann ich das Holzwurmhaus neu bauen“, lacht er und berichtet auch gleich über das neueste

Vorhaben der Jugendlichen: jetzt wollen sie einen Jugendklub im fernen Syrien ins Leben rufen.

„Begegnung schaffen.“ Das ist für Michael Heinisch-Kirch die erste und wohl auch wichtigste Antwort auf ein Problem, das sich wie ein Gift immer tiefer in unsere Gesellschaft frisst: Menschen reden oft nur noch in Blasen oder Röhren, und das heißt: nur mit Gleichgesinnten. Oder eben gar nicht mehr miteinander, zumindest nicht mit Andersdenkenden oder Fremden. Dabei wäre das so wichtig: Ein Wort, ein Blick, eine Begegnung. Weder das Internet noch die sozialen Medien und schon gar nicht das Handy können das ersetzen. Doch immer mehr Menschen fürchten das persönliche Gespräch. Oft, weil sie unsicher sind, wer ihnen da begegnet. Oft auch, weil sie es gewöhnt sind, über das Handy oder Internet zu kommunizieren. Weil das scheinbar so einfach und bequem ist. Mit gravierenden Folgen für unser Zusammenleben, unser Wohlbefinden und nicht zuletzt auch die Demokratie.

Doch welche Antwort gibt es darauf? Für Michael Heinisch-Kirch steht fest: wir müssen Orte der Begegnung schaffen und dafür sorgen, dass sie auch genutzt werden – „überall, wo Menschen zusammenkommen“.

Die Kindertagesstätten fallen ihm da als wichtige Chance ein. „Hier kommen Tag für Tag Kinder aus unterschiedlichsten Elternhäusern, vom AfD-Wähler über Muslime bis hin zu Linken, zusammen.“ Kitas werden leider in einigen Fällen nur als Betreuungsorte gesehen. „Wenn wir Kitasozialarbeit hätten, damit könnte man eine ganze Gesellschaft reich machen“, ist er überzeugt. Aber ist das überhaupt erwünscht?

Ein Wort, ein Blick, eine Begegnung. Weder die sozialen Medien, noch das Handy können das ersetzen

„Verständigungsorte in polarisierenden Zeiten“, heißt eine aktuelle Studie vom Werk für Diakonie und Entwicklung. Wie es darin heißt, seien 70 Prozent der Befragten davon überzeugt, dass Diskussionen über wichtige Themen in der Öffentlichkeit heute weniger sachlich und respektvoll geführt werden als früher. 51 Prozent sagen sogar, man könne in Deutschland seine Meinung nicht frei sagen, ohne Ärger zu bekommen. Doch dann kommt der verblüffende Schluss, dass sich die Menschen mehr Begegnung und bessere Kommunikation wünschen.

Kristina
Albani



Kristina Albani, die im erzgebirgischen Marienberg eine Wohnstätte der Diakonie für psychisch kranke Menschen leitet, erlebt diesen Wunsch tagtäglich in ihrer Arbeit – aber auch die Hindernisse. Meinungen driften immer weiter auseinander. Die Menschen haben Angst vor Neuem, fühlen sich überfordert, nicht genug begleitet, nicht gehört.

Da ist sie auch schon bei dem Problem der Unterbringung von Geflüchteten. Die meisten auf dem Land hätten kein Problem, wenn Familien integriert werden sollen. Viele hätten sogar Interesse, gemeinsam mit Geflüchteten in ihrem Betrieb zu arbeiten. „Aber sie haben Angst, wenn so viele und dann auch nur Männer, die als Asylbewerber nicht arbeiten dürfen, in so großer Zahl in Heimen in kleinen Orten wohnen.“

Wieviel leichter sei da die Begegnung mit Familien, auch durch Schule oder Kindergarten. Auch fehle es häufig an sozialer Betreuung. In ihrem Landkreis gebe es nur eine*n Sozialarbeiter*in für mehrere Heime.

Auch nehme die Angst vor dem Jobverlust wieder zu. Seit 20 Jahren mussten Beratungsstellen der Diakonie gekündigt werden. Umso bemerkenswerter sei, wie sensibel die psychisch Kranken miteinander kommunizieren. Sogar aufpassen, dass sie tolerant miteinander umgehen.

David
Albani



David Albani ist seit 20 Jahren Lehrer an der Evangelischen Schule Köpenick (Gymnasium). Seine Erfahrungen mit der Kommunikation sind zu denen seiner Schwester im Erzgebirge völlige andere. Wenn sie auch meistens über berufliche Probleme sprechen, so tauschen sie sich durchaus über Fragen der Demokratie aus. Das sei auch das Handyverbot, das an seiner Schule bis zur 10. Klasse bestehe.

Doch dann kommt er auf einen wichtigen Punkt zu sprechen: etwa 70 Lehrkräfte unterrichten 700 junge Leute. Da bleibe nicht viel Zeit für tiefere Gespräche. Dabei sei doch eine Lehre aus der Corona-Zeit, dass die physische Begegnung und das persönliche Gespräch so wichtig sind.

Annette
Berger



„Verständigung ist mühsam und braucht viel Zeit“, sagt Annette Berger, die Leiterin der Evangelischen Erwachsenenbildung Sachsen-Anhalt. Demokratie sei „verdammt anstrengend“. Vor allem für die Kommunikation fehle die Zeit. Den wesentlichen Grund sieht sie darin, dass die Welt „so schnelllebig“ geworden sei. „Manchmal ertappe ich mich, dass ich nicht mehr weiß, was ich am letzten Wochenende gemacht habe, weil ja so viel passiert.“ Das treffe auch für die Arbeitswelt und die Politik wie für die ganze Gesellschaft zu, betont sie.

Und habe natürlich auch mit dem Internet zu tun. – Ein Problem, das „viel größer sei, als wir ahnen“. Besonders, wenn junge Menschen das Internet als Diskussionsforum nutzen. „Da kommen sie immer tiefer in eine Blase rein, weil das Netz immer nur für die eigene Meinung Belege liefert.“ Schon kleine Kinder, sagt sie kritisch, wachsen mit dem Handy auf, bekommen schon früh eigene Interessen geliefert und bestätigt. Dieses Problem müsse uns beschäftigen, wenn wir unsere Diskussionskultur ändern wollen. Doch was fehlt? „Wir fragen zu wenig. Auch, ob wir den anderen richtig verstanden haben. Wir hören zu wenig zu, stellen zu wenige Fragen. Wir haben eine Diskussionskultur der schnellen Argumente“, sagt sie. Das bringe uns nicht weiter. „Wir dürfen uns nicht mundtot machen lassen“, fügt sie hinzu.

Annika
Schreiter



Genau darum geht es auch bei dem Projekt, das es seit 2019 an der Evangelischen Akademie Thüringen gibt. Es will Jugendliche und junge Erwachsene fitmachen, Menschen außerhalb ihrer „Blase“ zu treffen. Die Kommunikationswissenschaftlerin Dr. Annika Schreiter hat es mit anderen ins Leben gerufen. „Es soll Begegnungen schaffen, die Menschen verändern“, erläutert sie. Dazu werden Jugendliche aus den Gemeinden, der Offenen Arbeit und anderen Bereichen zu Seminaren eingeladen.

Dabei sollen sie zuerst die eigene „Bubble“ erkennen. In einem zweiten Schritt geht es um das Einüben von gewaltfreier Kommunikation. Schließlich besuchen die Teilnehmenden Dorffeste, Fußballspiele und ähnliches, um mit anderen ins Gespräch zu kommen. So werden Begegnungen ermöglicht, von denen Michael Heinisch-Kirch überzeugt ist, dass sie die festgefahrene Kommunikation aufbrechen können – so wie das die SozDia Stiftung mit ihrem neuen Projekt, der Eisdielen in Pinnow, seit einigen Monaten erfolgreich praktiziert.

Bettina Röder

MITEINANDER REDEN: DREI GESCHICHTEN VOM LEBEN

Die SozDia lebt davon, dass Menschen miteinander reden, voneinander lernen und in den gegenseitigen Austausch gehen. Drei Mitarbeitende berichten über ihren Alltag und wie das Reden Menschen näher zusammenbringt. *Texte: Nicolas Langer*

„Am Abend bin ich glücklich nach Hause gegangen“

Eine weitere Geschichte erzählt uns Sabine Brell, fachliche Koordination des Jugendklubs TUBE. Vor ungefähr einem Jahr hatte sie mit einer Gruppe von acht Kindern einen Kochnachmittag geplant. Als das Kochen stattfinden sollte, kamen sie von der Schule direkt in den Jugendklub. Dort stand nicht das Kochen, sondern ein Streit im Vordergrund: „Ich kam zu ihnen und die Kinder haben sich gegenseitig gehauen und beleidigt.“

Ich war genervt und bin in mein Büro gegangen mit dem Plan, sie für heute rauszuschmeißen. An der Türschwelle habe ich dann tief durchgeatmet und mir gesagt: Nein, ich werfe sie jetzt nicht aus. Ich setze mich mit den Kindern jetzt an einen Tisch und rede mit ihnen.“

Also ist Sabine zurück zu den Kindern gegangen,

hat ihnen die Hausordnung gegeben und die Kinder gefragt, warum sie denn überhaupt alle so wütend und gereizt sind: „Als ich das gefragt habe, haben alle Kinder 45 Minuten lang nacheinander erzählt, was sie gerade beschäftigt und was sie jeden Tag für Alltagsdiskriminierungen erfahren.“

Der Streit davor war für sie ein Ventil, um all diese negativen Erfahrungen, von Rassismus bis Ableismus, die sie den Tag über in der Schule gemacht haben, irgendwie zu verarbeiten. Die Kinder haben gesagt, dass es das erste Mal war, dass ihnen wirklich jemand zugehört hat. Die Atmosphäre hat sich mit jeder Minute des miteinander Redens komplett ins Positive gewandelt!“

Anschließend fragte Sabine die Kinder, ob sie noch Lust hätten zu kochen und alle wollten jetzt mitmachen. „Wir haben in der Küche gekocht, Musik gehört und dabei getanzt und gelacht.“

Dieser Nachmittag war für mich das perfekte Beispiel, was miteinander Reden bewirken kann und wie wichtig es ist, den Raum für das Reden zu schaffen. Als ich an dem Abend den Jugendklub geschlossen habe, bin ich sehr glücklich nach Hause gegangen.“



Sabine Brell,
Fachliche Koordination
Jugendklub TUBE



„Beim Gruppenfrühstück reichen die Stühle nicht“

Auch in der Sozialpsychiatrischen Assistenz der SozDia in Marzahn-Hellersdorf haben die Gruppenangebote mit einem Frühstück angefangen. Mittlerweile gibt es eine ganze Reihe an Gruppenangeboten, wie zum Beispiel die Tischtennis-, eine Spiele- oder eine Entspannungsgruppe. Es braucht Zeit, bis die Klient*innen die Gruppenangebote akzeptieren und wahrnehmen, sagt Hendrik Neuborn, der Leiter dieses Wohnverbunds: „Zum Start eines neuen

Angebots sind wir froh, wenn überhaupt jemand kommt. Wenn wir aber dranbleiben merken wir, dass die Angebote mit der Zeit immer beliebter und von unseren Klient*innen angenommen werden. Beim Gruppenfrühstück müssen wir mittlerweile von überall Stühle zusammensuchen, um genügend zu haben.“ Die Menschen, welche durch die Mitarbeitenden des Wohnverbundes Marzahn-Hellersdorf unterstützt werden, wohnen normalerweise in ihren eigenen Wohnungen. Für die Beratungen kommen sie dann entweder nach Alt-Marzahn ins Büro oder werden von den Mitarbeitenden zu Hause besucht. Auch die Begleitung zu Arztterminen oder auf das Bürgeramt gehören dazu. Die Gruppenangebote gibt es mittlerweile seit über drei Jahren. Hendrik hat diese vor allem eingeführt, um für isolierte Menschen Angebote zu schaffen, um mit anderen in Kontakt zu kommen: „Eine Klientin von uns hat neun Jahre lang die Wohnung nicht verlassen. Nach dieser langen Zeit der sozialen Isolation, haben unter anderem die Gruppenangebote dazu geführt, dass sie wieder rauskommt und sich mit anderen Men-

schen austauscht. Die Klientin ist mittlerweile eine der aktivsten Besucher*innen unserer Gruppenangebote.“ Ein anderer Klient hatte große Angst vor sozialem Kontakt und dem Reden mit anderen Menschen. Selbst Einkaufen konnte er nicht, da das Reden mit den Kassierer*innen eine zu große Hürde für ihn darstellte. Durch die Gruppenangebote ist er wieder mehr mit Menschen in Kontakt gekommen und hat diese Angst abbauen können. Heute geht er wieder normal in den Supermarkt. Hendrik sieht die Gruppenangebote seines Teams als sehr wichtigen Teil seiner Arbeit: „Wir beugen damit sozialer Isolation vor oder schaffen isolierten Menschen eine Möglichkeit für einen begleiteten Ausweg aus dieser Isolation. Zudem stärkt das miteinander Reden das Selbstbewusstsein und den Selbstwert der Klient*innen. Sie tauschen mittlerweile ihre Nummern aus, unternehmen Dinge privat miteinander oder helfen sich beim Umzug. Das ist genau das, was wir erreichen möchten.“

„Familien merken, dass sie nicht alleine sind“

Das Stadtteilzentrum Hedwig zum Beispiel bietet regelmäßig Frühstücksgruppen an, die immer gut besucht und sehr beliebt bei den Familien sind.

Nancy Rückert, die fachliche Koordinatorin des Stadtteilzentrums, betont, dass vor allem der Austausch über alle möglichen Alltagsthemen die Familien immer wieder zum Frühstück ins Hedwig treibt: „Die Familien kommen bei unseren Angeboten in den Austausch untereinander und merken, dass sie mit bestimmten Problemen nicht alleine sind. Frisch gebackene Mütter zum Beispiel schätzen die persönlichen Gespräche mit anderen Müttern und den Fachkräften vor Ort. Diese Gespräche schaffen Kontakte und vermindern die Einsamkeit als neue Eltern. Für viele ist unser Frühstück der erste Ort, um mit anderen Familien und Kindern in Kontakt zu kommen.“

Nancy erzählt, dass die Angebote des Stadtteilzentrums teilweise schon zu langjährigen Freundschaften geführt haben und die Besuchenden sich oft auch privat vernetzen und außerhalb der Angebote treffen. Neben diesem sozialen Austausch, ist das Frühstück auch ein Ort für fachlichen Austausch. Im Stadtteilzentrum arbeiten verschiedene Berufsgruppen, die mit ihrer Expertise oft sehr gut beraten können, zu vielen Themen die die Besuchenden beschäftigen.

Nancy selbst ist beispielsweise ausgebildete Stillberaterin und gibt dieses Wissen jungen Müttern weiter: „Durch die sozialen Medien sind viele Menschen heute sehr verunsichert. Es gibt eine so große Menge an Informationen, dass es fast gar nicht mehr möglich ist zu filtern, was jetzt für einen selber richtig und was falsch ist. Das persönliche Gespräch bei uns vor Ort mit ausgebildeten Fachkräften kann diese Verunsicherung oft reduzieren.“



Nancy Rückert,
Fachliche Koordinatorin
des Stadtteilzentrums HEDWIG



FEIERN FÜR DAS MITEINANDER

Seit nun schon einem Vierteljahrhundert feiert die SozDia in ihrem Heimatkiez in Lichtenberg das Kinder-, Jugend- und Familienfest Viva Victoria. Im Zeichen der gelben Ente kamen dieses Jahr über 15.000 Menschen auf das jährliche Straßenfest, was die Zeitlosigkeit und Anziehungskraft der Ursprungs-idee eindrucksvoll unter Beweis stellt. In der Eisschmiede in Pinnow wird daran nun angeknüpft.

Es braucht nicht immer eine Großstadt, um lebendige Orte zu schaffen – mit dieser Haltung im Gepäck übernahm die SozDia Anfang des Jahres die Eisschmiede im uckermärkischen Pinnow. Hier im idyllischen Brandenburg will die Stiftung einen Ort der Begegnungen und des Austauschs schaffen. Ermutigt auch durch die positiven Erfahrungen mit dem Viva Victoria, spielen eigene Veranstaltungen dabei eine zentrale Rolle. Die Vision eines Gemeinschaftortes hat das Team um Nicole Leske und Xenia Stubbe in seinem ersten Sommer vor allem mit Konzerten und Kinoabenden unterm Sternenhimmel mit Leben erfüllt. Weitere Angebote und Formate sind in der Planung: Theater, Bau- und Kreativworkshops für Kinder, Fotoausstellungen, Kochabende und Lesungen für die Großen. „Dabei ist es uns wichtig, eben auch Menschen zusammenzubringen, die sich sonst eher nicht begegnen. Indem wir zum Beispiel Geflüchtete einladen und Vergünstigungen für Jugendliche anbieten“, so Leske.

In den Austausch kommen, in Kontakt bleiben, darum geht es auch beim Viva Victoria. Das machen die Schilderungen des SozDia-Vorstandsvorsitzenden Michael Heinisch-Kirch deutlich, als er nach

seinem ganz besonderen Viva-Moment gefragt wird. Im vergangenen Jahr hatten Eltern mit einer Demonstration gegen die Personalentscheidung in einer Kita der SozDia für Aufsehen gesorgt. „Ich fand das super“, so Heinisch-Kirch. „Das passt doch total zu uns, dass die sich so eingeladen fühlen, ihr Anliegen vorzutragen“, erklärt er die Situation mit einem strahlenden Lächeln. Im gemeinsamen Gespräch wurden dann die unterschiedlichen Perspektiven ausgetauscht und erste Anknüpfungspunkte gefunden. Reden hilft.

15.000 Menschen kamen

Begonnen hat alles im Jahr 1998, mit einem improvisierten Fest, das auch noch nicht den Namen von heute trug. Damals unterhielt die SozDia einen Jugendklub in der Spittastraße. Seine Besucher*innen hatten größtenteils Hausverbot in anderen Einrichtungen, Beschwerden aus der Nachbarschaft waren an der Tagesordnung. Eines Tages fassten die Jugendlichen den Entschluss etwas gegen ihren schlechten Ruf zu tun. „Die haben sich gesagt, das ist doch doof, die Leute hier wissen gar nichts über uns“, erinnert sich Heinisch-Kirch. Also stellten die Jugendlichen einen Grill auf und luden

die Anwohner*innen dazu ein, bei einer Bratwurst in Gespräch zu kommen. Der Plan ging auf. Das Interesse war groß und das Verständnis wuchs – auf beiden Seiten. Bestärkt durch den Erfolg, fand das Fest im darauffolgenden Jahr erneut statt, zusammen mit weiteren Einrichtungen der SozDia. Eine Tradition war geboren. Denn was für den Jugendklub im Einzelnen gilt, gilt auch für die SozDia im Ganzen. „Natürlich hat unsere Arbeit Auswirkungen auf die Nachbarschaft. Dann ist es doch auch wichtig und gut, wenn wir uns einmal im Jahr zeigen und etwas zurückgeben“, verdeutlicht Heinisch-Kirch die Überlegungen von damals. Den Dialog suchen, gesprächsbereit sein – darum ging es. Und darum geht es noch heute. Das bedeutet dann eben auch mal, protestierende Eltern auf dem eigenen Fest willkommen zu heißen.

Schnell beteiligten sich auch andere soziale Initiativen und Projekte aus dem Kiez am Viva Victoria. Getreu dem SozDia-Motto „Gemeinsam Leben Gestalten“ war das Viva Victoria von Anfang an ein Fest für alle. Nicht der Geldbeutel soll darüber entscheiden, welches Angebot genutzt wird, sondern einzig und allein die eigene Laune. Das gilt vor allem für Kinder. Die Attraktionen für sie sind zum



Viva Victoria im Berliner Kaskel-Kiez

allergrößten Teil kostenlos. In den Augen von Christian Schulz-Rudolph, Koordinator und Berater der technischen Mitarbeitenden der SozDia und ehrenamtliches Mitglied des Vorstandsbeirats, ist es genau das, was das Straßenfest ausmacht: „Wir zeigen, wie Gesellschaft auch funktionieren kann. Egal welchen Hintergrund jemand hat, er ist willkommen und kann mitmachen.“

Eingeladen mitzuwirken und sich einzubringen sind auch die Mitarbeitenden der SozDia. Unabhängig davon, ob ihre Einrichtung mit einem Stand auf dem Viva vertreten ist oder nicht. Das fängt schon bei der Planung an. „Wer möchte, kann von Anfang an dabei sein, mitgestalten, dem Viva seinen Schliff geben“, erläutert Marcus Porsch, der als Eventverantwortlicher bei der SozDia das Fest federführend organisiert. Am Festtag selbst bringen sich die Kolleg*innen beim Auf- und Abbau ein, betreuen einen Stand oder helfen bei der Verpflegung der Mitarbeitenden vor Ort.

Hauptattraktion ist jedes Jahr das Entenrennen, bei dem (nicht nur) Kinder ihre Gummienten unter großem Applaus und lauten Anfeuerungsrufen gegeneinander antreten lassen. Verlierer*innen gibt

es keine, alle Teilnehmenden erhalten einen Preis. Für die Erstplatzierten aller Rennen heißt es am Ende des Tages noch einmal Daumen drücken, wenn sie ihre Enten zum großen Finale ins Bassin setzen. Der Andrang ist groß und während die Kinder um ihre Ente fiebern, kommen die Erwachsenen ins Gespräch – sei es mit Freund*innen, Nachbar*innen oder Fremden. „Das Viva Victoria ist toll, weil ich hier Nachbarn treffe und auch immer wieder neue Leute aus dem Kiez kennenlernen“, so Daniel Koch aus dem Kaskelkiez. Das Viva Victoria führt so vor Augen, welche Bedeutung öffentlich Veranstaltungen für das Miteinander haben. „Du bist nicht hinter verschlossenen Türen“, so Heinisch-Kirch und ergänzt: „Durch so Sachen wie die Entenrennbahn sind die Hürden, in Kontakt zu treten, gering.“

Wer mit offenen Augen durch den Kiez geht, stößt immer wieder auf Viva-Rennenten. Sie stehen auf Fensterbänken und Auslagen von Geschäften, als Erinnerung oder auf ihren nächsten Einsatz wartend. „Wir haben eine große Fangemeinde und bekommen sowohl von den Gewerbetreibenden aus der Umgebung als auch von den Familien und Nachbar*innen viel positives Feedback“, so der Viva-Verantwortliche Porsch. Dar-



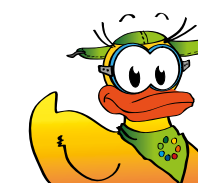
Dorffest in Pinnow/Uckermark



an konnte auch die zweijährige Corona-Zwangspause nichts ändern – im Gegenteil: „Man hat richtig gemerkt, wie sehr es die Leute vermisst haben. Die Besucherdichten waren auch deutlich gestiegen“, erinnert er sich. Die beiden pandemiebedingten Ausfälle sind übrigens der Grund, warum das Fest erst in diesem Jahr seinen 25. Geburtstag feierte.

In Pinnow war die SozDia mit dem neuen Team der Eisschmiede diesen Sommer zum ersten Mal beim traditionellen Dorffest dabei. Schon während der Vorbereitungen ergaben sich Möglichkeiten neue Kontakte zu knüpfen und Bekanntschaften zu vertiefen. „Die gemeinsame Planung mit dem Dorfverein lief sehr gut, genauso wie die Zusammenarbeit mit allen Beteiligten vor Ort“, schildert Xenia Stubbe die gemachten Erfahrungen. Mit dabei in Pinnow war natürlich auch die Entenrennbahn. Symbolisch schlägt die SozDia damit eine Brücke zwischen der Großstadt Berlin und dem Land Brandenburg. Konkret schafft sie an beiden Orten neue menschliche Verbindungen. Und es stimmt zuversichtlich, dass es auch hier am Ende heißt: Ente gut, alles gut.

Sebastian Luig



SOZDIA HAT DIE WICHERNPLAKETTE DES DIAKONISCHEN WERKS ERHALTEN

Für den Einsatz zur Stärkung der Demokratie und für ein demokratisches Miteinander wurde die SozDia von der Diakonie Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz mit der Wichernplakette ausgezeichnet. Sie wird seit 1991 jährlich für herausragendes Engagement und den Einsatz für den Nächsten verliehen. Bei der Preisvergabe wurde die immer wieder neue und innovative Herangehensweise hervorgehoben, mit der die SozDia Menschen zusammenbringt und den gesellschaftlichen Austausch – durch gegenseitiges Zuhören und miteinander Lösungen finden – fördert. Beispielhaft dafür wurde der neue Gemeinschaftsort in Brandenburg, die Eisschmiede Uckermark genannt. Es ist der erste Schritt nach Brandenburg und dort zeigt sich deutlich, wie wichtig Orte der Begegnung und zur Stärkung unserer Demokratie und des gesellschaftlichen Zusammenhalts sind.



AUS DEN INKLUSIONSKÜCHEN: GENUSS IM GLAS

Seit kurzem haben die Inklusionsküchen der SozDia drei leckere Suppen und ein Gelee im Glas zum Kauf im Angebot! Alles ist 100% bio, vegan und natürlich handgemacht. Die Produkte stammen direkt aus den Inklusionsküchen, wo Menschen mit und ohne Beeinträchtigung zusammenarbeiten. Seite an Seite haben alle ihre individuellen Stärken eingebracht und so entstanden mit viel Hingabe und Kreativität echte Teamprodukte. Mit dem Kauf der Produkte wird also nicht nur der nachhaltige Genuss, sondern auch ein großartiges Projekt unterstützt. Aktuell gibt es drei verschiedene Suppen: die Berliner Kartoffelsuppe, die Rote Linsengemüsesuppe und den Marokkanische Kichererbsen-Eintopf. Zusätzlich ist das feurige Chili-Gelee genau das Richtige für alle, die es etwas schärfer mögen. Zu kaufen gibt es die Produkte in der Eisschmiede Uckermark und im Ausbildungsrestaurant „Am Kuhgraben“.



FÜNF JAHRE WOHNUNGSNOTFALLHILFE UND SOZIAL-PSYCHIATRISCHE ASSISTENZ IN DER SOZDIA

Seit fünf Jahren gestalten die Wohnungsnotfallhilfe und die Sozialpsychiatrische Assistenz in Neukölln, Treptow-Köpenick, Marzahn-Hellersdorf und seit 2023 auch in Lichtenberg gemeinsam mit den Menschen vor Ort Lösungen für herausfordernde Lebenssituationen. Am 20. Juni wurde deshalb das Jubiläum in der Wohnungsnotfallhilfe Neukölln mit einem Fest gebührend gefeiert. Auch ehemalige Klient*innen kamen, um die Teams zu beglückwünschen. „Das Team ist immer für dich da. Es hat sich angefühlt wie Familie“, berichtet Khaled (23J.). Die Wohnungsnotfallhilfe ist für Menschen da, die sich in einer Notsituation befinden, bereits wohnungslos sind oder aufgrund besonderer Umstände nicht mehr in ihrer Wohnung bleiben können. Deshalb ist es den Kolleg*innen vor Ort ein großes Anliegen, jeden Menschen in seiner individuellen Situation zu sehen und gemeinsam entsprechende Lösungen zu finden. Die Sozialpsychiatrische Assistenz begleitet und unterstützt Menschen im Alltag, die sich in einer Lebenskrise befinden und/oder unter psychischen Beschwerden leiden. Die Einrichtungen wurden von einem insolventen Berliner Träger 2020 übernommen und sind in den vergangenen Jahren erfolgreich mit der SozDia zusammengewachsen.



STADTRADELN 2025



STADTRADELN
Radeln für ein gutes Klima

Drei Wochen lang sind die Mitarbeitenden der SozDia gemeinsam für mehr Nachhaltigkeit, Lebensqualität und Klimaschutz in die Pedale getreten, mit einem beeindruckenden Ergebnis: 74 radelnde Kolleg*innen haben teilgenommen, so viele wie noch nie zuvor! Insgesamt wurden 12.333 Kilometer zurückgelegt und dadurch 2022kg CO₂ eingespart. Gemeinsam konnte so die nachhaltige Mobilität unterstützt werden.



DEMOKRATIE IM KLEINEN – SCHULSTATION INSEL VICTORIA

Seit 2006 ist die Schulstation Insel Victoria der SozDia in der Schule an der Victoriastadt eine verlässliche Partnerin für Schüler*innen, Familien und Pädagog*innen. Hier geht es nicht nur um Unterstützung im Alltag, sondern auch um echte Mitbestimmung.

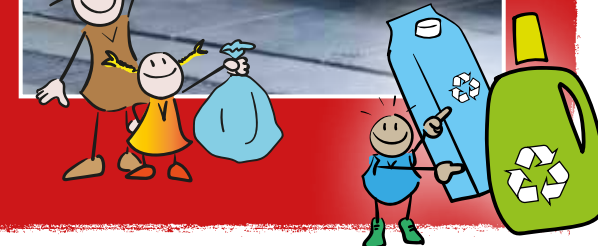
Ein besonderes Highlight: Das Schüler*innenparlament. In enger Zusammenarbeit mit der Schule wurde ein festes Gremium ins Leben gerufen, in dem alle Klassensprecher*innen der 3. bis 6. Klassen regelmäßig zusammenkommen. Gemeinsam wird hier beraten, diskutiert und abgestimmt – über Themen, die den Schulalltag betreffen und die Gemeinschaft stärken. Ob Berichte aus der Essenskommission, Ideen für neue Regeln oder aktuelle Anliegen – die Kinder bringen sich aktiv ein.

Ein tolles Beispiel: Der Name der neuen Schulbibliothek wurde nicht einfach vorgegeben, sondern demokratisch beschlossen. Das Ergebnis: „Bücher(t)raum“. Doch das ehrenamtliche Engagement endet nicht im Parlament. Viele Schüler*innen übernehmen Verantwortung als Erste-Hilfe-Buddies oder Streitschlichter*innen. Sie setzen sich für ein respektvolles Miteinander ein und zeigen: Demokratie beginnt im Kleinen – und macht einen großen Unterschied.



TRENNWERTVOLL – NACHHALTIGE TEILHABE DURCH GEMEINSAME WERTSTOFFTRENNUNG

Mit dem Projekt TrennWertVoll wird in den nächsten beiden Jahren die Mülltrennung in den SozDia-Einrichtungen verbessert. Dabei ist wichtig, dass alle Menschen in unseren Einrichtungen mitgenommen werden – unabhängig von Alter, Herkunft oder Unterstützungsbedarf. Damit das gelingt, bieten wir zusammen mit der Alice Salomon Hochschule praxisnahe Workshops für die zukünftigen Wissensvermittler*innen aus unseren Einrichtungen an. Es geht darum gemeinsam herauszufinden, wie Mülltrennung für die Menschen, die unsere Einrichtungen besuchen, verständlich, motivierend und umsetzbar wird. Die entwickelten Ideen und Materialien werden direkt im Alltag ausprobiert und weiterentwickelt. Ziel ist es, gemeinsam Strukturen zu schaffen, die selbstverständliche Mülltrennung in unseren Einrichtungen ermöglichen. Das Projekt wird durch die Stiftung Naturschutz Berlin aus dem „Förderfonds Trennstadt Berlin“ unterstützt, die innovative Projekte fördert, um Abfallvermeidung und richtige Mülltrennung in Berlin voranzubringen.





Meike Riebau
Abteilungsleitung Kinderrechts-
organisation / Save the Children

MIT POLITIKER*INNEN REDEN – LOHNT SICH DAS NOCH?

Mit der Politik reden – bringt das überhaupt noch etwas? Viele Menschen fühlen sich von Politiker*innen nicht mehr gehört, während andere weiterhin auf den Dialog setzen. „Demokratie lebt vom Mitmachen – doch was, wenn niemand mehr zuhört?“

JA!

Miteinander zu reden ist und bleibt der einzige Weg.

Ich erlebe im Grundsatz nach wie vor Interesse und Offenheit in den Begegnungen mit Politiker*innen – natürlich immer auch abhängig von den Themen.

Bei Save the Children haben wir einen Fokus auf Kinder und Kinderrechte. Wenn Kinder leiden oder Hilfe brauchen, ist bei den allermeisten Menschen die Reaktion erst einmal gleich: Der Wille, zu helfen, und auch Einigkeit darüber, dass Kinder Schutz benötigen.

Doch so enig man sich im Grundsatz ist, so herausfordernd wird es, wenn es um die konkreten politischen Antworten auf diese Probleme geht: Mehr Geld für Kinder in Not – oder Gesetzesänderungen, die schwer zu erringen sind und lange Zeit brauchen. Hinzu kommt: Kinder können selbst nicht wählen und sind deshalb oft in politischen Diskursen unsichtbarer als Erwachsene, die mehr Chancen haben, für ihre eigenen Probleme einzustehen.

Gerade vor diesem Hintergrund nehme ich wahr, dass die Dialogbereitschaft ein wenig abgenommen hat und Fronten teilweise verhärteter sind als früher – hier wie dort. Da müssen wir natürlich ran. Denn es ist ja klar, in einer pluralen Gesellschaft und Demokratie können wir nur gemeinsam gute Lösungen finden, in die unterschiedliche Perspektiven ein-

fließen. Ich hoffe, das wird sich wieder ein wenig mehr annähern, denn Lagerdenken hilft ja am Ende nur den Gegnern der Demokratie – und ich bin fest überzeugt, gute Lösungen lassen sich vor allem im Dialog finden.

Natürlich ist auch klar: Ein bisschen Frust gehört immer dazu – wir alle setzen uns ja mit Leidenschaft für bestimmte Themen ein und kämpfen für das, was wir für die richtige Lösung halten. Wenn der Gesprächspartner dem nicht zustimmt, ist das im Einzelnen eine frustrierende Erfahrung – an diesem Punkt darf aber das Gespräch nicht abreißen. Das ist für mich gelebte Demokratie!

Umso wichtiger ist es, dass zu jedem guten Gespräch immer die Bereitschaft gehört, zuzuhören, Wertschätzung zu zeigen und die Perspektive des Gegenübers mitzudenken. Und Geduld. Ich bin überzeugt: Wenn Menschen – unabhängig von parteipolitischer Couleur – das spüren, kann echter Dialog beginnen.

Gerade deshalb ist es aus meiner Sicht wichtiger denn je, dranzubleiben und nicht aufzugeben. Gesellschaftliche und politische Prozesse sind zäh, aber man darf nicht müde werden – und nicht vergessen, dass wir auch wahnsinnig viele Erfolge erzielt haben in den letz-

ten Jahren, und zwar im Zusammenspiel zwischen Politik und Zivilgesellschaft: Die Kindersterblichkeit wurde weltweit halbiert in den letzten 20 Jahren, weil Kinder heute bessere Grundversorgung haben, mehr Zugang zu Impfungen. Die Zugänge zu Bildung haben sich auch enorm verbessert weltweit. Das ist doch fantastisch. Aber auch in Deutschland gibt es so viel, auf das wir zusammen stolz blicken können. Als Beispiel: Der Kita-Ausbau und -Anspruch für alle Kinder ab einem Jahr gehören dazu. Auch wenn noch viel zu tun ist, haben nun deutlich mehr Kinder Zugang zu frühkindlicher Bildung. Das ist doch toll!

Und auch wenn es um die schwierigen Themen geht, habe ich viele Menschen in der Politik erlebt, die sich sehr stark einsetzen und einen scharfen Blick und Wissen haben, was an den Rändern der Gesellschaft geschieht und welche sozialen Ungleichheiten existieren. Aber natürlich ist es nicht immer leicht auszuhalten, den Blick auf Probleme zu lenken, die schwer lösbar sind, vor allem, wenn es um Kinder geht. Es ist menschlich, dass es uns schwer fällt, aber wir schulden es den Kindern dieser Welt.

Deshalb gilt für mich: Dranzubleiben lohnt sich – für die Kinder und für unsere Gesellschaft.

Diese Frage steht im Raum, wenn es um den Austausch zwischen Bürger*innen und Politik geht. Ist der Dialog noch ein wirksames Mittel oder längst zur bloßen Formalität verkommen?

NEIN!

Halbherzige Appelle reichen nicht.

Immer wieder denke ich an das Zitat aus der vorletzten „Ansichtssache“: „Dialog ist der einzige Weg für Frieden“, von israelischen und palästinensischen Müttern.

Es begleitet mich durch die täglichen Nachrichtenbilder aus Gaza und Israel – und macht schmerzhaft deutlich, wie groß die Lücke ist zwischen solchen Appellen und der politischen Realität. Denn trotz aller Bekenntnisse zum Gespräch habe ich gerade das Gefühl, dass gerade auf politischer Ebene der echte, offene Dialog mehr denn je fehlt.

Im Angesicht so unerträglich menschlichen Leids kommt es darauf an, Haltung zu zeigen. Dabei ist für mich klar: Israels Existenzrecht ist nicht verhandelbar. Der Terror der Hamas, die Angriffe auf jüdisches Leben, das Leid der Geiseln verdienen Verurteilung.

Doch gerade dieses klare Bekenntnis muss die Bereitschaft einschließen, kritische Fragen zu stellen – und das Leid auf allen Seiten ernst zu nehmen.

Das aktuelle Statement der Bundesregierung spiegelt diese Ambivalenz wider: Auf der einen Seite unterstreicht es Israels Recht auf Selbstverteidigung, auf der anderen Seite werden nach dem Beschluss einer erneuten Offensive bestimmte Rüstungsexporte aus Deutschland gestoppt und erstmals kritisch gefragt, wie mit weiteren Militäreinsätzen überhaupt die eigenen Ziele erreicht werden können.

Für mich reicht es aber nicht aus, das Leid der Menschen in Gaza nur zu beklagen oder mit halbherzigen Beschlüssen zu reagieren. Das unermessliche Leid der Bevölkerung dort ist real: Kinder, die hungern, Familien ohne Obdach, eine Gesundheitsversorgung am Zusammenbruch. Solche Zustände verdienen mehr als Worte und minimale politische Zugeständnisse.

Gerade jetzt braucht es von Politiker*innen konsequentes Handeln: zum Beispiel klare diplomatische Initiativen für einen verbindlichen Waffenstillstand, gezielte politische Sanktionen bei



Verena Düntsch
Abteilungsleitung
SozDia Stiftung Berlin

Verstoßen gegen das humanitäre Völkerrecht, deutlich mehr Druck für sichere Zugänge für Hilfsorganisationen und langfristige Unterstützung beim Wiederaufbau. Es reicht nicht, das Leid zu beschreiben – echte Solidarität meint, alles zu tun, damit sich die Situation grundlegend ändert.

Die Politik ringt um Sprache und Haltung – oft aus Sorge, missverstanden oder angegriffen zu werden. Viele Menschen in der Gesellschaft, darunter jüdische und palästinensische Stimmen, versuchen dagegen Brücken zu bauen und in Kontakt zu bleiben, auch wenn es schwerfällt. Sie verteidigen Dialog und Empathie gegen zunehmende Polarität. Bei Politiker*innen nehme ich dagegen eine gefährliche Sprachlosigkeit wahr.

DIE MEINUNGEN DER ANDEREN AUSHALTEN

Im Herbst 1989 wurden auch Demokratie und Meinungsvielfalt erstritten. Warum die Erinnerung an die Friedliche Revolution für unsere Zukunft wichtig bleibt. *Fragen an Marie Anne Subklew-Jeutner*

Am 3. Oktober stehen die Feiern zu 35 Jahre Deutsche Einheit ins Haus. Ohne die Friedliche Revolution im Herbst 1989 hätte es die nicht gegeben. Wie sollte darüber geredet werden?

Da geht es um die Dankbarkeit, dass die Revolution friedlich geblieben ist. Dabei sollte man nicht vergessen, was ihre Vorläufer waren. Dazu gehört die Rolle der evangelischen Kirchen in der DDR, die lange zuvor eine Friedensethik entwickelt hatten. Von der Handreichung zur Seelsorge für Soldaten Mitte der 60er Jahre über die Kritik an der Wehrkunde an DDR-Schulen bis hin zur Bewegung „Schwerter zu Pflugscharen“ oder der Absage an Geist, Logik und Praxis der Abschreckung.

Was aber heißt das?

Es geht um die Prämisse „Keine Gewalt“. Mit diesem Ruf sind Menschen, die sich zuvor in den Kirchen versammelt hatten, auf die Straße gegangen. Viele Mutige aus den Gruppen hatten das vorge-macht.

Dabei ging es um eine Haltung, die eben hieß „keine Gewalt“. An diesen Vorlauf und daran zu erinnern, dass diese Friedliche Revolution eine lange davor liegende Debattenkultur hatte, ist wichtig und ein Grund dafür, dass die Demonstrationen friedlich blieben und es kein Blutvergießen gab. Im Unterschied etwa zu den baltischen Staaten, wo die Kirche nicht diese Rolle spielte.

Warum ist heute – angesichts der aktuellen Situation mit den vielen Kriegen und Konflikten weltweit – das Gespräch darüber so wichtig?

Das Gespräch wäre – ich spreche im Konjunktiv – extrem wichtig. Angesichts der Aufrüstungsdebatte, ja sogar der Militarisierung der Gesellschaft. Das ist ja genau das, was wir in den 80er Jahren kritisiert haben. Das haben wir jetzt in anderer Form wieder. Wenn die Bundeswehr 8.000 Leichensäcke bestellt, wenn die Rede davon ist, dass wir wieder kriegstüchtig werden müssen, erinnert das sehr an vergangene Zeiten und macht mich extrem traurig.

Was ich in dieser Zeit des Krieges gegen die Ukraine beobachte, aber auch schon davor in der Corona-Zeit, ist die beängstigende Tatsache, dass es kaum noch Gesprächsräume gibt, in denen um die Wahrheit gerungen wird – und zwar jenseits von Parteienpolitik und jenseits der Bubble, in der ich mich gerade bewege.

Was passiert da?

Wir sind in einer Situation, in der die Zuschreibungen viel zu schnell gehen. Wenn jemand für Waffenlieferungen in die Ukraine ist, heißt es, er sei ein Kriegstreiber. Wenn jemand sagt, wir sind da vorsichtig, weil es eine Eskalationsgefahr gibt, ist er schnell ein Sofa-Pazifist. Es ist darum dringend, dass wir uns wieder auf eine Kultur besinnen, in der wir die Meinungen der anderen aushalten, ohne der Gegenseite zu unterstellen, sie sei nicht gut informiert oder gesinnungsethisch falsch unterwegs. Das vermisste ich sehr.

Was wäre dran?

Dass die Kirchen sich an ihre Rolle vor 1989 erinnern. Sie haben damals Türen geöffnet. Wir wissen, dass damit auch Gemeinden und Kirchenleitungen überfordert waren, aber es wurde versucht, Räume zu öffnen, um ins Gespräch zu kommen, Freiräume, die es ja sonst im Land fast nirgends gab. Auch heute in der Demokratie besteht die Notwendigkeit, Freiräume für Gespräche zu schaffen, und sie ist größer denn je.



Dr. Marie Anne Subklew-Jeutner

ist Theologin und Politikwissenschaftlerin. Nach der Elektriker-Lehre auf der Volkswerft in Stralsund hat sie in Berlin und Leipzig Theologie studiert, war zur Zeit der Friedlichen Revolution aktiv in der kirchlichen Friedensbewegung. 2004 Promotion im Fachbereich Politikwissenschaften, ab 2005 Leiterin der Arbeitsstelle Gewalt überwinden in Hamburg der Nordelbischen Kirche, von 2010-2017 Stellvertreterin der Beauftragten des Landes Brandenburg zur Aufarbeitung der Folgen der kommunistischen Diktatur in Potsdam, seit 2017 Pfarrerin der Nordkirche und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Arbeitsstelle Theologie der Friedenskirchen am Fachbereich ev. Theologie an der Universität Hamburg. Verheiratet, vier erwachsene Kinder, lebt in Berlin.

Wer außer den Kirchen könnte das noch leisten?

Alle zivilgesellschaftlichen Akteure, alle Stiftungen, NGOs, alle großen Organisationen, die Räume zur Verfügung haben und das Knowhow, um Gespräche zu moderieren. Natürlich auch die Landeszentralen für politische Bildung und die Bundeszentrale. Natürlich auch die Bürgergremien, bei denen Menschen nach dem Zufallsprinzip an einen Tisch geholt werden und sagen, was sie für ihre Stadt, für ihre Gemeinde brauchen.

Was hat das mit unserer Geschichte zu tun?

Genau das ist ja eine Lehre aus der Geschichte: dass wir sagen, auch in der Zeit höchster Bedrohungen bleiben wir im Gespräch. Und zwar ohne uns immer auf der Seite der „Guten“, derer, die alles richtig machen, zu wännen. Immer wenn ich mich auf der „guten Seite“ wähne, weil es mir so nahegelegt wird, bin ich misstrauisch. Ich möchte auch immer Zweifel an meiner Haltung haben.

Warum ist dieses Gespräch so wichtig für das, was wir heute und morgen tun?

Das Gespräch heute heißt ja zu fragen, wo ist heute die Demokratie gefährdet. Nicht nur durch den Rechtsruck, sondern auch durch Vereinfachungen in den Sichtweisen. Damals wurden Spielräume der Selbstermächtigung und der Würde für alle Menschen erstritten.

Das ist eine Erinnerung, die uns helfen könnte, heute nach neuen Wegen der Konfliktlösung zu suchen. Nach anderen Wegen des Gesprächs, der demokratischen Selbstermächtigung. Die Erinnerung an die Friedliche Revolution könnte zudem das Selbstbewusstsein wieder stärken.

Welche Chance gibt es für das Ost-West-Gespräch auf Augenhöhe?

Zumindest meine persönliche Erfahrung bei meiner Tätigkeit in Hamburg ist die, dass die Menschen aufmerksam sind, wenn es um die Friedliche Revolution geht. Das heißt, wir müssen auch dieses Gespräch immer wieder suchen und fragen, wie habt ihr das erlebt in der alten Bundesrepublik? Was macht euch neugierig? Was könnte, was sollte weitergetragen werden?

Anfang der 80er Jahre waren ja Ost und West vereint in der Ablehnung der atomaren Aufrüstung. Was heißt das heute?

Mir geht es heute vor allem um die jungen Leute, die um den Klimawandel extrem besorgt sind.

Der Krieg ist ja der größte Klimakiller. Da würde ich mir wünschen, dass die Umweltbewegung noch viel mehr eine Friedensbewegung wird. Bei den Ökumenischen Versammlungen am Ende der DDR ging es um die Einheit von Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Da waren Frieden und Bewahrung der Schöpfung ganz nah beieinander. Wenn die Klimaprobleme immer drastischer und die Fluchtbewegungen immer größer werden, steigt die Kriegsgefahr enorm. Deswegen denke ich, dass alle Menschen, die sorgenvoll in die Zukunft schauen, sich wieder zusammenfinden müssen.

Interview: Bettina Röder

„Es gibt kaum noch Gesprächsräume, in denen um die Wahrheit gerungen wird.“

„Ich möchte auch immer Zweifel an meiner Haltung haben.“

EIN ORT, AN DEM MAN DURCHATMEN KANN

Hitzehilfe ist ein neues Projekt der SozDia, Ende August lief es aus. Doch es war viel mehr als eine Zuflucht gegen hohe Sommertemperaturen. Ein Rückblick und Besuch vor Ort in der Berliner Magdalenenkirche.

„Endlich wieder einen eigenen Ausweis“, sagt Eugen erleichtert und zieht seine dunkelblaue Schirmmütze zurecht. Nicht ohne Stolz trägt er das rote T-Shirt. „Gemeinsam Leben Gestalten“, das Motto der SozDia, für die er an diesem Sommertag hier in der altherwürdigen und doch so hellen Magdalenenkirche im Bezirk Neukölln sitzt. Draußen donnert der Verkehr vorbei, arabische Großfamilien, Kinder, Alte gehen vorüber. Eugen, der früher Tischler war und heute obdachlos ist, sorgt mit vier weiteren Mitarbeitern dafür, dass Menschen hier in der Kirche Zuflucht vor der Hitze, vor allem aber Ruhe finden können. Das Geld, das er dafür bekommt, ist eine große Hilfe. Denn dafür kann er sich endlich wieder den vor Jahren verlorenen Ausweis beschaffen.

Aber es geht ihm um mehr: Anerkennung finden und etwas für andere tun. Das waren zumindest für ihn die wichtigsten Beweggründe, sich für das Projekt zu melden. Bei der Berliner Bahnhofsmision, die täglich Essen ausgibt, hat er davon erfahren. Worum es da in den Sommermonaten vom 30. Juni bis zum 31. August ging, davon kündete ein großer Aufsteller vor der schmucken roten Backsteinkirche: Um die Hitzehilfe hier in der Rixdorfer Kirche, aber auch um „einen Ort der Stille zur persönlichen Einkehr“ – und um einen Ort, an dem man „durchatmen“ kann. Vor allem Letzteres wurde in den vergangenen Wochen gern in Anspruch genommen. Denn die Sommerhitze ließ zum Glück so manchen Tag auf sich warten. Freundlich und einladend hatten

Eugen und seine Mitstreiter die Kirche eingerichtet: Mit einer von weißen Vorhängen abgeteilten Ecke, wo es Kaffee oder Erfrischungsgetränke, aber auch jede Menge praktische Infos gab: Von den Obdachlosenrechten über Lernhilfen bis hin zu Anlaufpunkten wie Nachbarschaftsheimen. Besonders im Sommer sind diese wichtig, weil es ja keine Notunterkünfte für die Übernachtung wie im Winter gibt.

Eugen weiß das aus eigener Erfahrung. Um ein Dach über dem Kopf zu haben, übernachtet er in der Urlaubszeit bei Wind, Wetter und Hitze -wie tausende andere Obdachlose- auf den Berliner Bahnhöfen.

Ihre Situation kennt der Sozialarbeiter Christian Fender nur allzu gut. Seit 20 Jahren arbeitet der 41-Jährige in der



Magdalenenkirche



Hilfe aus dem Kiez: Transparent in mehreren Sprachen

Wohnungsnotfallhilfe, seit letztem September ist er Verbundleiter der Wohnungsnotfallhilfe der SozDia. Hier in der Magdalenenkirche laufen bei ihm die Fäden für das neue Projekt zusammen. Anfang Mai gab es diesen Notruf des Senats: Es wurden gegen die Hitze dringend Räume mit entsprechenden Mitarbeiter*innen gesucht. Fünf Projekte hatte die SozDia im Angebot. Doch dann gab es den Kontakt mit der Magdalenenkirche Rixdorf über ihre engagierte Pfarrerin Magdalena Möbius, die ihr Interesse an dem Projekt bekundete und für alles sehr offen war. Nicht zuletzt die Lage der Kirche an der belebten Karl-Marx-Straße in Neukölln kam der Idee zugute. Die hatte sich bewährt. „Menschen von der Straße kamen einfach rein, doch viele von ihnen woll-

ten auch helfen“, sagt Christian Fender. Wie diese arabische Familie, die sich sofort anbot, eines der großen Tücher am Eisenzaun mit einer Einladung in die Kirche in arabischer Sprache zu schreiben. Da war aber auch die Kita der Gemeinde, die ab Mitte Juli den Besucher*innen der Kirche ein warmes Essen anbot. Oder jener Mann, der seine Mikrowelle für 20 Euro verkaufen wollte. Als er vom Zweck für die Hitzehilfe hörte, ließ er sie unentgeltlich da.

Und dann waren da noch diese Jugendlichen, die vorbeischaute, spontan ihr Portemonnaie zückten und Geld für das Projekt spendeten. „Ein völlig anderes Bild, als das von den gewaltbereiten Jugendlichen, von denen hier in Neukölln so oft die Rede ist“, sagt Sozialarbeiter Christian Fender und schaut mit seinen offenen, freundlichen Augen hinter der großen Brille sein Gegenüber an. Zu genau weiß er um die Vorurteile gegenüber Wohnungslosen. Deren Zahl liegt in der deutschen Hauptstadt zwischen 50.000 und 60.000, Tendenz steigend. Doch gesicherte Zahlen gibt es nicht. „Die Wohnungslosenhilfe ist da nur ein Pflaster auf der Wunde.“ Und: „Wir ziehen an einer Decke, die zu klein ist“, gibt sich der SozDia-Mitarbeiter überzeugt. Eine transparente Steuerung, die das Problem zentral angehe, fehle in Berlin. Viele Menschen seien verunsichert, hätten große Angst vor der Wohnungslosigkeit.

Wie dieser Mann, der tagelang nach der Kündigung seines Jobs in seinem Auto gesessen habe. Aus Angst davor, dass ihm automatisch auch die Wohnung ge-

kündigt werde. Oder jene 80-Jährige, der der Vermieter ohne Gründe die Heizung ausgebaut hatte. Nach zwei Jahren fand sie Hilfe durch die SozDia. Oder auch der arbeitslose Fahrstuhlmonteur, der ein Jahr ohne Papiere und Versicherung in einer Kleingartenkolonie lebte – aus Angst vor den Behörden.

Uwe ist einer von fünf Mitarbeitern des Projekts in der Magdalenenkirche. Er engagiert sich bei der „UfO“, der „Union für Obdachlosenrechte Berlin“. Rot-weiße Flyer dazu sind ausgelegt. Aber wer kommt, kann sich auch bei Uwe persönlich Hilfe holen. „Dazu bin ich ja da“, sagt der Frührentner, der selbst auf der Straße gelebt hat. Sein berechtigter Stolz, hier gebraucht zu werden, ist nicht zu übersehen.

Tobias und Asbjørn sind die jüngsten, die sich hier für drei Monate engagieren. Beide sind mit den Erfahrungen aus anderen Ländern hier. Asbjørn ist Sozialarbeiter aus Dänemark, der Medienwissenschaftler Tobias hat bis vor kurzem auf Lesbos gelebt und den Kindern im Flüchtlingslager Kenntnisse vom Computer vermittelt. Als er die Einladung der SozDia für das Projekt in der Neuköllner Kirche las, hat er keinen Moment gezweifelt, sich zu beteiligen.

„Ich wollte meine soziale Energie in meine Heimat tragen“, sagt er. Um dann zu bedauern, dass das Projekt schon Ende August ausläuft. „Hier ist doch noch so viel zu tun“, ist er überzeugt.

Text + Fotos: Bettina Röder



Anerkennung finden und etwas für andere tun: Christian, Eugen, Uwe (v.l.n.r.)



Tobias



Asbjørn

EIN GARTEN AUF DEM TODESSTREIFEN – WO SICH 18 NATIONEN BEGEGNEN

Am 9. November 1989 fällt die Berliner Mauer. Die einstige Grenze an der Bernauer Straße haben Menschen unterschiedlichster Herkunft und Religion in eine Oase verwandelt.



Songjie Lui

Songjie Lui jätet in der Nachmittags-sonne ihr Beet. Schwarzkohl, Zucchini, Tomaten und sogar Gurken aus ihrer Heimat hat die gebürtige Chinesin darauf gepflanzt. Der heiße Sommer hat die Erde ausgetrocknet und doch grünt und blüht es ringsum: leuchtend blaue Astern neben weißen Margarithen und gelben Sonnenblumen. Stühle laden zum Verweilen ein, Ruhe spendet Kraft. Ein geheimnisvoller Zauber geht von all dem aus.

Doch Achtung. Das hier ist kein gewöhnlicher Garten. Es ist einer dieser Orte, die immer wieder berühren, weil sie so seltsam nah und doch so fern sind. Spätestens die bemalten Reste der ehemaligen Mauer, die ihn zum Elisabeth-Friedhof hin begrenzen, künden davon: Dieser Garten in der Mitte Berlins befindet sich auf dem ehemaligen Todesstreifen.

Nur wenige Schritte hinter der Kapelle der Versöhnung an der Bernauer Straße. Die historischen Bilder vom 9. November, als die Mauer fiel, hielten die Welt in Atem. Wo einst geschossen wurde, Minenfelder und Wachhunde Leben ersticken, haben diesen Garten 60 Men-

schen aus 18 Nationen angelegt, ihn gemeinsam zum Blühen gebracht. Songjie Lui hat ihre Arbeit getan. Jetzt sitzt die zierliche Frau in dem modernen schwarzen Kleid auf einem der Holzstühle. „Es ist Wahnsinn, hier ein Beet zu haben. Ich bin stolz darauf“, sagt sie.

„Die Berliner Mauer berührt die Welt. Ihr Ende ohne Krieg und Blutvergießen“

Die aus Xi'an stammende Mikrobiologin, die zunächst in China Landwirtschaft studiert hat und seit 1992 in Deutschland lebt, weiß sehr genau, was das heißt. Sie war auf dem Platz des Himmlischen Friedens 1989 dabei, als das Militär die Hoffnung der Menschen auf ein friedliches Miteinander niederschlug. Von diesem Garten hatte sie von einer Nachbarin gehört, war „einfach hergekommen“ und hat sich einen Traum erfüllt.



Bernd Schumann

„Ein Garten, das ist immer wieder der gleiche große Zauber“, sagt Bernd Schumann, der Obstbauer aus Leidenschaft,

der maßgeblich den Plan für alles geliefert hat. Der 60-Jährige mit den grauen kurzen Haaren steht mit dem Fahrradhelm unter dem Arm inmitten der Blumen und Bäume. Wache blaue Augen hinter der Brille schauen sein Gegenüber an. „Nein, nein.“ Er schüttelt den Kopf. „Zauber, das heißt ja nicht, peng und alles ist gut.“ Die Erde war durch die Geschichte hart geworden. Schließlich war der Todesstreifen ein Ort, an dem kein Grashalm wachsen durfte. Als der Garten 2015 angelegt wurde, mussten sie mit großer Mühe die Erde lockern.

„Erde, die durch die Geschichte verhärtet ist, braucht Vision und Leidenschaft, um auf ihr wieder Leben möglich zu machen“

Vor allem brauche es die Überzeugung, „dass sich die Dinge zum Guten ändern können, wenn Menschen nur daran glauben“, sagt der im sächsischen Schönfeld aufgewachsene Bernd Schumann, der heute als Altenpfleger in Berlin-Wedding arbeitet. Diese Erfahrung hat ihn im Jahr 1989, als er bei der Friedlichen Revolution in der DDR mittendrin war, geprägt. Seine Rechnung ging auf.

Denn schon bald, nachdem die Idee von dem Garten entstanden war, waren auch Menschen da. Keiner hatte sie gebeten oder gerufen. Sie standen am Zaun, wollten mitmachen. Der Plan, jeden ein Beet anlegen zu lassen, ging auf. Wer kam, war



Ein Garten, viele Beete an der Mauer

willkommen. Keiner fragte nach Religion oder Herkunft. Und für alle ist das auch so etwas wie eine Schule der Demokratie. „Den anderen nebenan aushalten, der möglicherweise ganz anders gärt. Oder dessen Sonnenblume gerade dem Mangold auf dem eigenen Beet die Sonne nimmt.“ Bernd Schumann wandert zwischen den Beeten. „Unser Garten ist ein Garten des Friedens. Ein Gegenentwurf gewissermaßen zu den Kriegsfronten dieser Tage, allen voran denen in der Ukraine oder zwischen Israel und Palästina.“ Er hält inne:

„Ein Gärtner führt keine Kriege“

Das passt zur großen Mystikerin Hildegard von Bingen. Der Brasilianerin Normisa Pereira da Silva ist sie besonders wichtig. Nicht nur die Heilkräuter, sondern auch ihre Lieder haben ja eine so große Kraft, sagt sie. Das musste unbedingt her, in diesen Garten. Und so hat

die 1960 in Brasilien geborene Musikerin gleich am Eingang ein Beet angelegt, auf dem unter einer Salbei-Pflanze ein kleines Bild zu sehen ist: ein Auszug aus Musik von Hildegard von Bingen mit Noten und Text in alter lateinischer Schrift. Wer großes Glück hat, kann die Flötistin Normisa hier auch mit einem spontan gespielten Stück erleben.

Die kleine ovale Kapelle wurde an der Stelle errichtet, wo einst die stattliche Versöhnungskirche stand. An einem kalten Januartag 1985 wurde sie hier im Todesstreifen von der SED gesprengt. Die Bilder des einstürzenden Turms gingen um die Welt. Als Normisa 1989 mit ihrem aus Cottbus stammenden Mann nach Berlin zog, brachte er ihr die Geschichte der Teilung nahe. Er kannte das alles hier sehr gut, den Friedhof, die unüberwindbare Mauer.

So mancher Gottesdienst hat hier schon stattgefunden. Begegnungen, Feiern im „Festsaal“ unter der großen alten Linde

am Ende des Gartens. Das alles ist gewachsen, wurde nicht organisiert. Doch die Erinnerung an den Anfang ist nah. Thomas Jeutner, Pfarrer an der Kapelle der Versöhnung, wird diesen Moment nie vergessen.

Als er sich im Februar vor zwölf Jahren um die Pfarrstelle der Versöhnungsgemeinde bewarb, stand er vor dem Zaun, schaute auf den Todesstreifen. Brennnesseln und zwei abgestorbene Bäume standen da. Seine Idee: Wenn sie mich nehmen, würde ich anregen, hier einen Garten entstehen zu lassen.

Eine Brücke zu den Menschen, eine Brücke zu unserer Geschichte. Ein Garten gegen die Demütigungen und Kränkungen in der DDR. Kein durchgestyltes Areal wie die nahegelegene Mauer-Gedenkstätte sollte es werden. Auch das hat Geschichte. „Widerstehen.“ Thomas Jeutner war einer der vielen, die zur Friedlichen Revolution und dem Mauersturz beitrugen. „Niemandland“ haben sie den Garten auf 1.000 Quadratmetern genannt.

„Die Schreibweise denkt gestern und heute zusammen: Vom Niemandland an der Grenze im kalten Krieg zum freien Niemand-Land“, sagt der Pfarrer. Und das ist es wohl auch: das Gefühl der Freiheit, das diesen Garten so zauberhaft macht.

Bettina Röder / Fotos: Hans-Jürgen Röder



„Sich aktiv bemühen im zwischenmenschlichen Kontakt Frieden herzustellen, Wege zu suchen so zu kommunizieren, dass die Freiheit aller geachtet wird und zum Frieden beiträgt“, so beschreibt Stephan Schmoly, Trainer für Gewaltfreie Kommunikation und Fachliche Koordination im Wohnverbund Treptow-Köpenick das Ziel der Gewaltfreien Kommunikation (GFK).



Stephan Schmoly
„Ich kann nur dann gut empathisch handeln, wenn ich immer freundlicher zu mir werde, also Selbstmitgefühl übe.“

WERTSCHÄTZEND KOMMUNIZIEREN:

Die vier Schritte der Gewaltfreien Kommunikation

Gewaltfreie Kommunikation gelingt nur, wenn die Bereitschaft von beiden Seiten dazu gegeben ist. Durch vier Schritte kann diese im Alltag gefördert werden:



1. Beobachten und wertfrei berichten

Bei diesem ersten Schritt wird eine Situation beschrieben, ohne zu bewerten, Vorurteile zu haben oder zu vergleichen, was gesehen oder gehört wird.



2. Gefühl erspüren und mitteilen

Welche Emotion löst die Situation aus? Das Gefühl soll so konkret wie möglich ausgedrückt und sich so bewusst gemacht werden. Vage und allgemeine Beschreibungen werden vermieden und Verantwortung für die eigenen Gefühle übernommen. Es erfordert Mut, sich zu öffnen und anderen die eigenen Gefühle mitzuteilen.



3. Bedürfnis benennen und begründen

Hinter jedem Gefühl steckt ein Bedürfnis. Es ist wichtig, das eigene Gefühl zu kennen, damit es dem Gegenüber auch vermittelt werden kann. Wenn das Bedürfnis benannt ist, wird es wahrscheinlicher, dass es erfüllt wird.



4. Eine konkrete Bitte aussprechen

Zum Schluss wird eine konkrete Bitte an den*die Gesprächspartner*in gerichtet. Dabei sollten abstrakte und vage Aussagen vermieden, die Bitte positiv und nicht als Forderung benannt werden. Die Bitte beschreibt, was gebraucht wird, damit sich das Bedürfnis erfüllt. Eine Bitte darf kein Zwang sein, sie darf auch abgelehnt werden.

Kurzum: Wenn ich 1. sehe (Beobachtung), dann fühle ich 2. (Gefühl), weil ich 3. brauche (Bedürfnis). Deshalb möchte ich jetzt gern 4. (Bitte). Unter Berücksichtigung dieser vier Schritte, können das Verständnis und die Beziehungen in der Kommunikation miteinander gestärkt und gefördert werden.



SPENDEN

Wir lassen Menschen nicht allein, helfen Sie uns dabei! In unserer Gesellschaft gibt es viele Menschen, die dringend Hilfe und Unterstützung benötigen: Kinder und Jugendliche, die ohne die eigene Familie den schwierigen Weg des Erwachsenwerdens gehen müssen; Eltern, die sich nicht aus eigener Kraft um ihre Kinder kümmern können; geflüchtete Menschen, die durch ihre Flucht traumatisiert sind und gleichzeitig in unserer Gesellschaft ankommen möchten. **Die SozDia Stiftung Berlin unterstützt und begleitet Menschen bei deren täglichen Herausforderungen und setzt sich für sie ein.**

Bitte unterstützen Sie uns und spenden Sie.

SPENDENKONTO
 SozDia Stiftung Berlin
 Evangelische Bank eG
 IBAN: DE 47 5206 0410 0103 9054 62